

Tante Madeleines Erinnerung an den Umzug 1939

Wenn ich mich recht erinnere, erhielten wir am 7. Oktober 1939 in Pastfer die telefonische Nachricht aus Reval, daß wir Pastfer und Estland verlassen und nach Deutschland fahren müßten. Wir wollten das nicht glauben! Es konnte einfach nicht wahr sein. Es war zwar Krieg seit dem 1. September, aber nach dem Hitler-Stalin-Pakt vom August betraf er uns nicht unmittelbar, sondern zunächst nur das Deutsche Reich und Polen. Wir waren von ihm nicht berührt. Nur das polnische U-Boot „Orzel“ war in Baltischport, einem neutralen Hafen, interniert worden. Als es dennoch diesen Hafen wieder verlassen hatte, war die Reaktion der sowjetischen Presse äußerst scharf gewesen. Estland wurde beschuldigt, nicht in der Lage zu sein, seine Neutralität zwischen den kriegführenden Mächten aufrecht zu erhalten. Das hatte bedrohlich geklungen. Würde die Sowjetunion gegen Estland vorgehen? Diese ständige heimliche Angst schien nun unmittelbare Berechtigung erhalten zu haben. Am 6. Oktober hatte Hitler in einer Rede nach dem Sieg über Polen erklärt, daß alle Deutschen „in das Reich heimgeführt“ werden sollen. Galt das etwa auch uns?

Alle ungewissen Sorgen und Befürchtungen in den letzten Wochen ließen sich in dieser telefonischen Nachricht zusammenfügen. Als mein Mann und ich über diesen Anruf sprachen, erklärte er uns spontan mit großem Nachdruck, das käme für ihn gar nicht in Frage. Er dachte nicht daran, Pastfer und Estland zu verlassen. Das war auch meine Meinung. Dennoch konnte ich ein ungutes Gefühl nicht loswerden. Eine derartige Forderung oder Weisung war so jenseits alles Vorstellbaren, daß sie nicht einfach auf einem Mißverständnis beruhen konnte. Aber dann erwies sich, daß das Unfaßliche doch Wirklichkeit war. Nicht nur wir, alle Deutschbalten sollten ihre Heimat verlassen, um im Großdeutschen Reich neue Aufgaben und eine neue Heimat zu erhalten. Das waren die Argumente der Emissäre aus dem Reich, die uns die Begründung für die Notwendigkeit einer Umsiedlung erklärten. Die Ausweglosigkeit unserer Lage wurde nachdrücklich verdeutlicht durch den zwischen der Sowjetunion und dem estnischen Staat geschlossenen Vertrag, mit dem der UdSSR militärische Stützpunkte in Estland eingeräumt werden mußten. Jeder Gedanke an Widerstand war damit hinfällig und sinnlos geworden. Es war nicht mehr wie vor zwanzig Jahren, als das Baltenregiment und estnische Freiwilligenverbände gemeinsam mit finnischen Einheiten die eingedrungene, bolschewistische Rote Armee über die Narowa zurückgeworfen hatten. Damals hatte mein späterer Mann, wie alle wehrfähigen, männlichen Verwandten und Bekannten, im Baltenregiment mitgekämpft. Das war so selbstverständlich gewesen wie unsere vielhundertjährige Vergangenheit, die uns mit diesem Land und seinem Schicksal verband. Das alles sollte nun mit einem Mal zu Ende sein, ohne jede Chance, selbst aktiv zu werden.

Es ist mir auch jetzt noch unmöglich, alle Empfindungen, die mich bewegten, Gedanken und inneren Widersprüche, alle Trauer und alle Verzweiflung wiederzugeben und zu formulieren. Und ganz gewiß nicht nur mich, sondern alle, die wir uns in der gleichen Situation befanden, alle haben das wohl gleichartig erlebt. Aber es war nicht die Zeit, Gefühlen nachzugeben. Unendlich viele sehr praktische Probleme mußten gelöst werden. Der zunächst offenbar vorgesehene plötzliche Aufbruch, für den nur ein Minimum an Gepäck in Betracht gekommen wäre, wurde sehr bald abgelöst von einem Stufenplan, der mehrere Kategorien von Gepäck vorsah. Ich hatte den Eindruck, daß die Informationen der Öffentlichkeit, über die Umsiedlung der Deutschen im Baltikum, speziell in Estland, nicht einheitlich waren, und daß die estnische Bevölkerung auf dem Land erst zu einem späteren Zeitpunkt das ganze Ausmaß dieser Aktion erfuhr. Nach den ersten bestürzenden und überstürzten Nachrichten, die uns veranlaßt hatten, nach Reval zu fahren, wurde klar, daß an der Tatsache unserer Umsiedlung nichts zu ändern war, daß aber eine exakt aufgebaute und funktionierende Organisation der deutschbaltischen Volksgruppe ausreichende Möglichkeit bot, den zwischen dem Deutschen Reich und der Republik Estland

geschlossenen Vertrag über die Umsiedlung der estnischen Staatsangehörigen deutscher Nation auszufüllen. Lebendes und totes Inventar durfte in bestimmten Begrenzungen mitgenommen werden. Mein Mann war wieder nach Pastfer zurückgekehrt und ich fuhr ebenfalls wieder hin, nachdem die Kinder bei Verwandten in Reval untergebracht waren. Nun ging es darum, auszusondern, was mitgenommen, was zurückgelassen werden mußte. Als ich dabei war, Tafelservice einzupacken, brach das Stubenmädchen in den entsetzten Aufschrei aus: „Praua, Teie lähete minema!“ Sie hatte noch nichts erfahren. Was sollte ich ihr sagen. Sie war die Tochter unseres Stallmeisters und schon mehrere Jahre bei uns im Haus. Das schaffte eine enge und persönliche Beziehung. Sie gehörte in unser Dasein, wie wir in das ihre. Wie hätte ich ihr erklären können, was mir selbst im Grunde immer noch unerklärlich war. Ich sah sie traurig an und nickte stumm.

Was nicht mitgenommen werden konnte, wurde an jene verteilt, die in Haus und Hof mit uns gearbeitet hatten. Das waren nicht nur Haushaltsgeräte oder Gebrauchsgegenstände. Der Hüter meinte, sein kleiner Sohn wüschte sich so sehr ein Spielzeugauto, wie es meinem Sohn Olaf gehörte. Er bekam es. In der Erinnerung sehe ich noch, wie er mit diesem Auto unter dem Arm erfreut davon ging. Auch den Puppenwagen meiner kleinen Madeleine schenkte ich der gleichaltrigen Tochter eines Knechtes. Das trug mir bittere Vorwürfe meiner Tochter ein, die erwartet hatte, daß ich ihren Puppenwagen mitbringen würde.

Endlich mußte Abschied genommen werden von dem Haus, das der Stammsitz unserer Familie gewesen war, in dem Generationen gelebt und gewirkt hatten, in dem geboren und gestorben worden war. Aber nicht nur von diesem Haus mußte Abschied genommen werden, sondern auch von dem Boden, dem Acker, den Wiesen, dem Wald. All dem hatte Sorge und Pflege vieler Generationen gegolten und es war zu einem existentiellen Teil ihres Daseins geworden. Daran hatte auch die Güterenteignung von 1919/1920 nichts geändert, die den ursprünglichen Besitz des Rittergutes Pastfer auf einen Bruchteil reduziert hatte. Es war auch nicht Pastfer allein, von dem wir uns jetzt trennen mußten. Es war der Kreis Wierland, Allentacken, es war Estland. Ein Haus kann man verlassen und irgendwo zu Hause sein. Zur Heimat gehört mehr. Sie umfaßt das eigene Land, die Menschen, die Geschichte, die mitgestaltet worden ist, die Erinnerungen, die sich damit verbinden. Sie lassen sich nicht wiederholen oder ersetzen. So ließen auch wir weiß Gott mehr zurück, als sich in die Kategorien unseres Gepäcks pressen oder in die von der Deutschen Umsiedlungs-Treuhandgesellschaft sorgsam registrierten zurückgelassenen Werte aufnehmen ließ.

In den ersten Novembertagen verließen wir Reval mit einem Schiff, das bezeichnenderweise den Namen „Der Deutsche“ trug. Mit uns, d.h. mit mir, meinem Mann und unseren Kindern, fuhren auch meine Schwiegereltern. Es war ein trüber, grauer, nebliger Tag. Im Hafen waren viele Bekannte und Verwandte zum Abschied erschienen. Sie würden in nächster Zeit ebenfalls Reval verlassen. Die Stimmung war gedrückt und beklommen. Die alte Liisa meiner Schwiegereltern schluchzte fassungslos. „Mis nüüd meiega saab?“ fragte sie immer wieder. Wer konnte darauf antworten. Als ich den Kinderwagen mit meiner jüngsten Tochter durch die Zollsperrren schieben wollte, was bei dem Gedränge schwierig und mühsam war, griff ein estnischer Zollbeamter ein und war mir behilflich. Als es geschafft war, wandte er sich mir zu und sagte auf Deutsch: „Das war der letzte Liebesdienst in der Heimat.“

Um sechs Uhr nachmittags gingen wir an Bord. Für die Kinder war es ein aufregendes Erlebnis, für uns die letzte Phase des Aufbruchs. Als sich das Schiff vom Quai löste und die Lichter Revals in Nebel und Dunkelheit verschwammen, blieb alles zurück, was bisher in unserem Dasein so selbstverständlich und beständig gewesen war. Nun fuhren wir - wie es aufmunternd hieß - „Neuen Ufern entgegen“. Was wir dort vorfinden wür-

den, wußte keiner von uns. Dennoch beherrschten nicht Ungewißheit und Skepsis meine Gedanken und Empfindungen. Die zwei Tage, die wir mit dem Schiff von Reval nach Stettin unterwegs waren, erschienen in seltsamer Weise zeitlos. Die Vergangenheit lag hinter uns, und mit jeder Seemeile, die wir zurücklegten, rückte sie räumlich in weitere Ferne. Die Zukunft bot keinerlei konkrete Anhaltspunkte außer dem Zielort Stettin. Was sich ergeben würde, war in Dunkel gehüllt. Dazwischen unsere Gegenwart, räumlich und zeitlich auf dieses Schiff und seine Fahrt begrenzt. Entleert von der in den letzten Wochen ständig zunehmenden Anspannung der Nerven, enthoben aller Überlegungen, was noch zu tun, woran noch zu denken wäre, erschien diese Zeit wie ein Versinken ins Leere. Wir füllten sie aus mit dem Genuß simpler „Freizeitbeschäftigung“, für die so lange weder Möglichkeit, Lust oder Neigung bestanden hatte: Wir spielten Karten, genossen das ungewohnte Nichtstun und auch, was das Schiff an erfreulichen Alkoholika zu bieten hatte.

Am 5. November trafen wir im Stettiner Hafen ein und wurden sogleich zum Bahnhof weitergeleitet. Von dort begann abends die Weiterfahrt nach Posen. Wir waren todmüde. Die Kinder packte ich in die Gepäcknetze des Eisenbahnabteils. Für mich fand sich kein anderer Platz, so daß ich mich auf den Fußboden legte, um wenigstens ausgestreckt schlafen zu können. In Neubentschen hielt der Zug in den frühen Morgenstunden. Aus uns unerfindlichen Gründen dauerte dieser Halt ungewöhnlich lange. Erst später erfuhren wir, daß wir in Posen nicht früher eintreffen sollten, weil die ankommenden Umsiedler dort festlich empfangen werden sollten.

Das erlebten wir dann auch in den Posener Messehallen. An langen Tischen mußten wir Platz nehmen, erhielten gewaltige Butterbrote und den in Deutschland so verbreiteten Muckefuck, ein kaffeeähnliches Getränk mit eigenartigem Geschmack. Dazu gab es laute Musik einer Kapelle, die sich mit besonderer Hingabe dem populären Lied „Erika“ widmete. Anschließend wurden wir mit Omnibussen in ein Lager gebracht, das in einer Posener Schule für die Umsiedlung eingerichtet worden war. Für mich und meine drei Kinder war das nicht einmal ein kurzer Zwischenaufenthalt, denn wir wurden sofort weiter in das Bernhardiner-Krankenhaus gefahren, um dort untergebracht zu werden. Mein Mann blieb jedoch im Lager.

Im Bernhardiner-Krankenhaus, das von einem katholischen Nonnenorden geleitet wurde, kamen wir offensichtlich unerwartet an. Die Nonnen waren ratlos, was mit uns geschehen sollte. Klar war lediglich, daß wir dort untergebracht werden mußten. Nach längerer Wartezeit wurde das auch geregelt. Wir wurden in einen Saal geführt, in dem wir, d.h. zehn Mütter und zwanzig Kinder, jeder ein weißbezogenes Bett erhielten. Das war verglichen mit den Strohsäcken im Lager ein geradezu unerhörter Luxus. In einem Nebenraum befanden sich ausreichende Waschgelegenheiten, so daß wir mit unserer Unterkunft durchaus zufrieden sein konnten. Nach den Strapazen der letzten Tage war sie ungewöhnlich komfortabel.

In der Zeit, die wir im Bernhardiner-Krankenhaus verbrachten, war mein Mann darum bemüht, für uns eine annehmbare Dauerunterkunft und für sich eine fruchtbare Betätigungsmöglichkeit zu schaffen. Seine Aktivitäten führten auch in unverhältnismäßig kurzer Zeit zum Erfolg. Er wurde als Treuhänder in einem landwirtschaftlichen Betrieb eingesetzt, mit dem eine gute Pferdezucht verbunden war. Die Tatsache, daß dieser Betrieb von seinen polnischen Eigentümern nicht durch die SS gewaltsam geräumt worden war, weil sein Besitzer schon vorher gestorben war, änderte nichts daran, daß es für uns keineswegs erfreulich war, in fremdes Eigentum widerrechtlich eingesetzt zu werden. Aber die Notwendigkeit, diesen Betrieb weiter zu bewirtschaften, lag auf der Hand. Zudem war es eine Aufgabe, für die sich mein Mann vorbehaltlos engagieren konnte.

Mit den polnischen Angestellten und Arbeitern, die wir dort vorfanden, als wir schon vierzehn Tage später nach Staviany zogen, ergab sich von vornherein nicht nur ein gutes

Auskommen, sondern auch eine reibungslose und erfreuliche Zusammenarbeit. Daß dies nicht nur eine einseitige Annahme von uns war, erfuhren wir aus einer Äußerung der polnischen Gutssekretärin, die nicht für unsere Ohren bestimmt war, aber zufällig mitgehört wurde. Sie meinte: „Was haben wir für ein Glück, daß in Staviany ein baltischer Baron eingesetzt worden ist.“ Zwar wurde mein Mann nach einiger Zeit zur Wehrmacht einberufen und als Sonderführer eingesetzt, aber es gelang mir, ihn über den zuständigen Kreislandwirt für die Bewirtschaftung dieses Gutes und einiger anderer Betriebe „unabhänglich“ stellen zu lassen. Die Arbeit befriedigte ihn und ich war froh, ihn wieder zu Hause zu haben.

In den wenigen Jahren, die wir in Staviany leben und arbeiten konnten, hatten wir die Genugtuung, einen großen und wertvollen Betrieb nicht nur zu erhalten, sondern seinen Wert auch mehren zu können. Daß für uns damit auch verbunden war, unter gänzlich veränderten Verhältnissen doch so etwas wie den einstigen Pastferschen Lebensstil wieder pflegen zu können, war gewiß eine Annehmlichkeit, aber verglichen mit dem in jeder Beziehung befriedigenden beruflichen Engagement, doch von nebensächlicher Bedeutung.

Als der Roten Armee der militärische Durchbruch im Weichselbogen gelang, war uns klar, daß wir Staviany verlassen und westwärts flüchten mußten. Am 20. Januar 1945 war es dann so weit, daß wir mit mehreren Wagen aufbrachen. In den endlosen Kolonnen der Treckfahrzeuge auf den Straßen des Warthegaus, Ostpreußens, Schlesiens, Danzigs und Westpreußens, zogen auch wir einem noch unbekanntem Ziel irgendwo im Westen zu. Über Not und Elend, die wir auf diesem Weg nicht nur sahen, sondern auch selbst erlebten, brauche ich nicht zu berichten. Darüber ist in unendlich vielen Büchern und Publikationen berichtet worden.

Wir haben diesen Treck überlebt.